

Johann Carl Wilhelm Moehsen, Betrachtungen über die Berlinischen Selbstmörder unter den Soldaten. Nach dem Manuskript aus den Materialien der Berliner Mittwochsgesellschaft, hrsg. von Hans-Uwe Lammel, Wehrhahn-Verlag, Hannover 2004; 63 S., 10 € [ISBN 3-932324-33-1].

Es ist das etwas andere, vordergründig eher unspektakuläre Büchlein, das Einblick in ein bis heute vernachlässigtes Themenfeld der Militärgeschichte gibt. In einer Reihe „Fundstücke“ ediert der Wehrhahn Verlag neuerdings Texte des 17. bis 19. Jahrhunderts, darunter neben literarischer Prosa und Lyrik auch kulturhistorisch relevante Abhandlungen und Handschriften. Hier handelt es sich um die Originalfassung eines Vortrages (17 Druckseiten und 3 Tabellen), den der Berliner Arzt Johann Carl Wilhelm Moehsen (1722-1795), der kurz Leibarzt Friedrichs II., darüber hinaus Mitglied des Obercollegium Medicum und der Berliner Akademie der Wissenschaften sowie Kreisphysikus des Teltowschen Kreises war, in einer Sitzung der berühmten „Berliner Mittwochsgesellschaft“ im Februar 1787 gehalten hatte. Eine zweite, allerdings stark veränderte Version, erschien 1788 in der „Berlinischen Monatsschrift“ anonym. Auf den Wiederabdruck dieser Fassung wurde hier verzichtet. Dies stellt jedoch kein Manko dar, da den größten Raum des Büchleins ein kluges editorisch-kritisches Nachwort des Herausgebers, des Medizinhistorikers Hans-Uwe Lammel (Berlin/Rostock) einnimmt.

Darin stellt Lammel auf 32 Seiten den Vortragstext gezielt in seinen historischen und eben nicht nur medizinhistorischen Kontext und vergleicht dessen elementare Passagen mit der entschärften gedruckten Fassung. Dabei gelangt er aus gesellschaftspolitischer Perspektive zu auch für militärhistorische Kreise interessanten Erkenntnissen und liefert in umfangreichen Anmerkungen weiterführende Literatur zu den verschiedenen angerissenen Aspekten.

Für Medizingeschichte und Aufklärungsforschung dürfte der akademische Mediziner Moehsen kein Unbekannter sein, da er sich über Brandenburg-Preußen hinaus nicht nur als Arzt, sondern auch als Autor wissenschaftshistorischer Abhandlungen, Verfasser forensisch-psychiatrischer Gutachten und als bevölkerungspolitischer Berater des preußischen Herrschers einen Namen gemacht hatte.¹ In die letzten beiden Zusammenhänge reiht sich auch der Mittwochs-Vortrag ein. Moehsen rührte mit seinen Reflexionen im

Kreise aufgeklärter Freunde an zwei gesellschaftliche Tabus, nicht nur seiner Zeit: an die Selbsttötung und den inneren Zustand des sich nach außen juristisch-politisch weitgehend abschottenden Militärstandes.

Unangenehme Wahrheiten von staatspolitischer Brisanz öffentlich zu äußern, die noch dazu die Wehrfähigkeit des Staates tangierten, barg - zumal im hochgerüsteten und allenthalben Stärke demonstrierenden Preußen der Revolutionszeit - durchaus persönliche Risiken. Kern des Vortrages war nur vordergründig die Auseinandersetzung mit neuen Methoden zur Gesellschaftsanalyse, vornehmlich der „politischen Rechenkunst“, also der Statistik. In Wahrheit ging es um die Entkriminalisierung des zunehmend psychosomatisch begründeten Aktes der Selbstzerstörung und nicht zuletzt um Kritik am militärischen Subsystem.

Um das Dunkel um den Suizid ein wenig zu lüften, stellt sich der Arzt vier Fragen, die in zeitgenössischen Journalen seit Jahren Thema waren: Erstens der nach der Rangliste europäischer Hauptstädte der Suizide, zweitens nach Häufungen in bestimmten sozialen „Clasen“ von Menschen, drittens nach Suizidarten und schließlich nach den Motiven. Nach detaillierter Evaluation der statistischen Variablen und Verfahren, die Moehsen als Dokumentator von Todesfällen in den 1780er Jahren selbst erprobt und angewandt hatte, kommt der Autor zu unbequemen Erkenntnissen. Unter Verweis auf nachweisbare Dunkelziffern, z. B. durch bewusste Vertuschung bzw. wenigstens Nicht-Dokumentation von Suiziden seitens staatlicher Stellen, von gescheiterten Suizidversuchen ganz zu schweigen, thematisiert er zunächst den Mord aus „Lebensüberdruß“. Hier handelt es sich um ein bis heute kaum beachtetes und dabei in der Frühen Neuzeit gar nicht seltenes Phänomen.² Dabei tötete ein Lebensmüder eine dritte Person, bevorzugt kleine Kinder, die als leichte Opfer und unschuldige Seelen direkt in den Himmel gelangten und so das Gewissen des Täters nicht belasteten. Dieser hat so die Todsünde der Selbsttötung geschickt umgangen - fehlt demnach auch in der Statistik - und kann die angestrebte Hinrichtung wegen Mordes durch die Obrigkeit kaum erwarten.

¹ Zu seinen Aktivitäten in Bezug auf Suizid und die Missstände beim Militär vgl. Ursula Baumann, Suizid als soziale Pathologie. Gesellschaftskritik und Reformdiskussion im späten 18. Jahrhundert, in: ZfG 6 (1997), S. 485-502.

² Einzig bislang dazu Maren Lorenz, Kriminelle Körper - Gestörte Gemüter. Die Normierung des Individuums in Gerichtsmedizin und Psychiatrie der Aufklärung, Hamburg 1999, S. 269-273 und Jürgen Martschukat, Inszeniertes Töten. Eine Geschichte der Todesstrafe vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, Köln u. a. 2000, S. 85-92.

Moehsen erregt sich sichtlich über diesen bislang nicht quantifizierten Effekt falscher religiöser Erziehung, stellt hier aber noch keinen Bezug zum Militär her, obwohl der direkte Zugang zu vielerlei Waffen sowie die kompetente Handhabung derselben gerade diese Handlung erheblich vereinfacht haben dürfte. Politisch brisanter erscheint ihm vielmehr, dass Berlins Suizidquote alle bekannten europäischen Hauptstädte bei weitem übertrifft - und zwar aus dem einfachen Grunde, dass schon bei den nicht zu vertuschen gewesenen Selbstmordzahlen die Soldaten die Zivilisten um das Zweifache übertreffen, obwohl „nur“ ein knappes Drittel der Stadtbewohner zum Militärstand gehören. Dass diese Zahlen vermutlich auch Familienangehörige, also Frauen und Kinder beinhalten und damit das Übergewicht der soldatischen Selbsttötungen realiter noch weit extremer ausfällt, erwähnt der Autor allerdings nicht. Stattdessen analysiert der Arzt recht drastisch und ausführlich die soziale und psychische Situation der „Cantonisten“, die sich durch Misshandlungen seitens der Offiziere und extreme Existenzbedingungen auszeichne und schließt vordergründig unterstellte Bedingungen wie Alkoholmissbrauch (aus finanziellen) und Witterungsbedingungen (aus statistischen Gründen) aus. Stattdessen kann er eine Korrelation zwischen Suizidrate und Frühjahrsmanövern bzw. besonderen „Exerzir-Zeiten“ nachweisen. Moehsen verurteilt das unverhältnismäßige Verhängen von Körperstrafen und schildert die Ohnmacht des einfachen Soldaten gegenüber den systematischen Misshandlungen in drastischen Beispielen. Nicht zuletzt weist er auf die soldatische Erziehung hin, die dem Rekruten ständig „predige“, „daß ein guter Soldat den Tod nicht scheuen müste“ (S. 21). Im Kriege sähe er genug Leichen und Verstümmelte, in den Lazaretten zudem zu Forschungszwecken ausgekochte Skelette von Kameraden. So will der Aufklärer eine pragmatisch argumentierende Lanze für die Abschaffung der Strafbarkeit des Suizides brechen: „Was kann einem Selbstmörder dieses Standes wohl daran gelegen seyn, ob sein Totenkopf auf dem Rabenstein oder auf des Feldscheers Schrank stehet? (S. 23)“

Zu Recht betont der Herausgeber Hans Uwe Lammel die politische „Sprengkraft“ (S. 35) des statistischen Materials und dessen Auslegung. Nur so erklärt sich, warum Moehsen in der gedruckten Fassung jeglichen Bezug auf das Militär tilgte. Lammel erwähnt in seinen biographischen Angaben allerdings nicht, dass Moehsen wenigstens kurzzeitig (um 1766) Arzt am Kadettenkorps und an der Ritterakademie in Berlin gewesen war und somit wohl durchaus persönliche Einblicke in die militärischen Ausbildungsgepflogenheiten gewonnen hatte. Ebenso fehlt der Hinweis darauf, dass der

preußische König in der Tat später durch persönliche Intervention die öffentliche Erwähnung dieses Vortrages durch Rezipienten bestrafen ließ.³ Für den Herausgeber ist die Zuspitzung der Suizidthematik auf den Militärstand nur Nebenschauplatz, Symptom eines neuen Denkstils. Ihn interessieren primär zwei Aspekte: einmal die Position des akademischen Arztes, der als Teil einer neu aufsteigenden bürgerlichen Gruppe noch um seinen Platz an der gesellschaftlichen Teilhabe ringt, sich dabei aber schon in Fragen der empirischen Definitionsmacht (Vernunft, Erfahrung, Statistik, Kasuistik) übt und sich damit deutlich gegenüber den traditionell religiös-normativen Argumentationsmustern abgrenzt.⁴ Zum anderen betrachtet Lammel die Moehsenske Argumentation durch die Brille des philosophischen Modells des Homo sacer von Giorgio Agamben. Indem der Arzt das Sozialphänomen Suizid mittels sozialer und statistischer Analyse kollektiviert, verschiebt er nach Ansicht Lammels die Grenzen zwischen öffentlichem und privatem individuellem Leben und eröffnet damit den Weg zu empathisch geprägter Suizidprävention. Vor dem neu entstehenden psychiatrischen Hintergrund, der auch in Moehsens Reflexionen im Zentrum steht, gerade wenn er die inhumanen Zustände in der Armee anprangert und auf die individuellen Grenzen von Leidensfähigkeit und Verarbeitungsleistungen anspielt, geschieht jedoch gleichzeitig das Gegenteil. Es findet zwar, wie Lammel richtig betont, die „Medikalisierung“, aber damit eben auch erst die Pathologisierung eines bis dato ausschließlich kriminalisierten Phänomens statt. Indem Moehsen der spezifischen Suizidalität des Soldatenberufes in der späteren Printversion ausweicht, bleibt von dem für das militärische absolute Gehorsamssystem besonders provozierenden autonom-individuellen Akt der ‚totalen Desertion‘ jedoch nur wieder das einsam-private Versagen des Individuums übrig. Innermilitärische Reformen die dies ändern könnten zu fordern, wie er das recht explizit im geschlossenen Zirkel getan hatte, wagt der Aufklärer nicht einmal unter Pseudonym. Damit bleibt die Armee wie sie ist. Sie frisst ihre Kinder, auch abseits der Schlachtfelder.

Maren Lorenz

³ Zu diesen Aspekten vgl. Lorenz, *Kriminelle Körper*, im Kapitel zum Militärwesen, S. 331-398, hier S. 392.

⁴ Zum Berufstand forscht der Editor seit Jahren: Vgl. Hans-Uwe Lammel, *Klio und Hippokrates. Zu den kulturellen Ursprüngen eines medizinhistorischen Interesses und der Ausprägung einer historischen Mentalität unter Ärzten zwischen 1750 und 1850 in Deutschland*, unveröff. Habil. Rostock 1999.